

trüben. Als Herr Dr. v. Plener in seiner vor-ministeriellen Wahlsreform-Rede vom 23. October v. J. auf das Beispiel Englands, wo unter Gladstone „binnen wenigen Wochen“ eine umfassende Wahlsreform durchgeführt wurde, war man voll Lobes über die staatsmännische Kraft des Redners, die sich in einem derartigen Vergleich äußerte. Herr Bernerstorfer dagegen, der heute ähnliche Absichten äußert, heißt Ignorant. Wenn zwei dasselbe thun, ist es eben nicht dasselbe. Das gilt nicht nur von Herrn Bernerstorfer im Vergleich zu Herrn Dr. v. Plener, sondern auch — und da vielleicht noch mit mehr Recht — von Herrn Dr. v. Plener im Vergleich zu Gladstone.

Aus Serbien ist schon wieder eine Ministerkrise gemeldet und auch sofort plündernd demontirt worden. Derartige Meldungen und Demontirswechseln schon seit Monaten in bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit miteinander ab. Der wahre Sachverhalt scheint der zu sein, daß in Serbien seit dem Staatsstreich vom Januar d. J. die politische Krise in Permanenz getreten ist. Die westeuropäische Idee, daß nur eine freiheitliche Verfassung die politische Ruhe eines Landes verblühe, scheint doch kein leerer Wahn zu sein.

Der Zar liegt im Sterben. Mit ihm würde der europäische Friede seine stärkste Stütze verlieren. Denn ungeachtet alles Gerübes der Dreibund-Staatsmänner, ist es doch die schwerfällige Persönlichkeit Alexanders III. gewesen, welche den großen Weltkrieg verhindert hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß mit dem Zaren auch der europäische Friede zu Grabe getragen werden würde. Viel wird vom neuen Zaren abhängen. Die Urtheile, die man jetzt über den russischen Thronfolger liest, lauten durchwegs günstig. Gerade diese Einstimmigkeit ist es, die Zweifel wecken muß. Daß die Legende vom liberalen Kronprinzen mit dem Regierungsantritte rasch zerstört wird, ist eine alte Erfahrung.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Madrid. Komea, De P P y W von Felipe Pérez, Lara, la última cana Eslava, El Espanoleto. Paris. Petit théâtre des soirées Procope, „Madame Aubin“ von Paul Verlaine. Comédie française, „Vers la joie“ von Jean Richepin. Odéon, „Bertraude“ von Henri de Roussane. Berlin. Deutsches Theater, „Die Kameraden“ von Ludwig Fulda. Berliner Theater, „Das Heiratsneß“ von Gustav Davis. Neues Theater, Gastspiel des Pariser Théâtre libre, „Blanchette“ von Brieux, „Le baiser“ von Vanville, „Les Revenants“ von Ibsen. Straßburg. Stadttheater, „Marich, König der Westgothen“. Brunn. Stadttheater, „Ein Schachzug“ von Dr. Wolfgang Kollatschek.

Das Theater an der Wien bot ohne Zweifel die interessanteste Jubelfeier für Johann Strauß: die erste Aufführung seines jüngsten Bühnenwerkes „Tabarka“ oder das „Apfelsfest“. Die Textdichter (Max Kolbe und Gustav Davis) kommen uns diesmal nicht spanisch, auch nicht magharisch oder tschechisch, sondern kroatisch (wenn ich nicht irre). In der Uebersetzung wollen wir aber den Mangel deutscher Stoffe nicht weiter beklagen. Auch daß die Fabel unglauwürdig, scheint so zum guten Ton in der Operette zu gehören. Wie ferner der Text zwischen dem Ton der derbsten Possen und dem eines feineren Lustspiels in gebundener Rede schwankt, so auch die Musik. Einiges würde jeder komischen Oper zur Fierde gereichen, daneben ganz gewöhnliche Cassenhauerstückchen. Es scheint also, auch Stil darf man in der Operette nicht verlangen. Dagegen dünkt es uns kein Mangel des Stiles, daß es keinen sogenannten Schlager aufzuweisen hat. Musikalisch schön zusammengefaßt und declamirt ist die Stelle (Zelta): „Sag dem Herrn dort“ und die analoge Entgegnung Mirko's, worauf das schon allgemein gerühmte „Wiehern hell die Kasse dein“ wiederholt wird. Von unendlicher Zartheit und wienerisch-finntischem Behagen ist der langsame Walzereinsatz des dritten Actes (im Vorspiel und später im Quartett). Mit einem guten Komiker und einer sympathischen Darsstellerin der Zelta wird das Stück seine Anziehungskraft nicht verfehlen. Es war interessant zu sehen, wie Girardi als Gerichtsdiener sich selbst in die hinreißende Laune hineinspielte, in der er dann im zweiten Act als verkleideter Magnat mit dem Comitatsiegel hantirend, unwiderstehlich wirkte. Die Montagvorstellung brachte statt Frl. Pohlner eine neue Zelta in Frl. Camillo, einer hübschen Bühnenercheinung mit in der Höhe ziemlich leicht ansprechendem Sopran. Ihr Spiel wird noch an natürlichen Bewegungen gewinnen müssen, insbesondere versteht sie noch nicht zu lachen. Das übrigens auch reizend erkundene Walzermotiv im Duett des ersten Actes mit einem hohen C singt sie mit hübscher Wirkung. Dieselbe Melodie mit derselben Note kommt bei dem stimmungsvollen Abschluss des ersten Actes dem Tenor zu. Doch konnte man da deutlich sehen: Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe.

r-sch.

„Neue dichterische Meisterwerke sind so selten, daß die Schauspielkunst verdorren würde, wenn sie nur auf solche warten müßte“, hat Laube gesagt und Goethe hat als Weimarer Director 87 Stücke von Koberne gespielt. In den Pausen von einer Dichtung auf die andere kann sich die Bühne nicht anders als mit Autoren helfen, die unkünstlerisch sind, aber geschickte, wirksame und der Menge gefällige Stücke mit guten Rollen bringen. Daß Herr Friedrich Gustav Triesch ein solcher Autor ist, beweisen sein „Gegenwärtiger“ und seine „Nixe“, verlogene, unliterarische, aber theatralische Werke. Ob seine „Ottilie“, die vor zwei Jahren bei einer Hamburger Concurrenz gekrönt und Dienstag im Kaimundtheater gegeben wurde, ein solches Stück ist, kann man nach dieser Vorstellung nicht wissen: man müßte sie erst anständig gespielt sehen. Aber das that hier nur Herr Klein. Dieser außerordentliche

Künstler wußt mit jeder „Nixe“ nur noch seine Sprache zu pflegen und weniger mit seiner Schönheit zu kokettieren und er wird ein vollkommener Meister sein. Er ist der beste Held, den Wien jetzt hat. Schade, daß ihm würdige Partner fehlen. Wenn der Director Burckhard Klug ist, so läßt er ihn nicht mehr lange da draußen.

H. B.

Für die Fieserung von Prologen und Epilogen hat in Wien jetzt Herr Alfred Freiherr v. Berger das Monopol. Man darf nicht leugnen, daß er es mit Geschmac und Takt versteht. Ich kann mir schon auch denken, wie er psychologisch zu diesem Metier kommt: ihn reizt die Blöße der Künste und ihre Technik zu begreifen, zu erkennen, auszuüben ist sein Eifer. Da müssen ihm Prologe und Epiloge willkommen sein, weil es in ihrem Wesen ist, nichts als Technik zu verlangen. Sie stellen dem Autor eine heikle Pflicht: er soll eine Zeit reden und weiß nicht was; der Gedanke reicht für eine Strophe, aber es sollen zwölf werden. Das fordert den Techniker heraus, weil er da seine Bravour zeigen kann, die freilich nur verblüffen, on das Gemüth nicht bringen wird. In festlicher Stimmung mag sie wirken. Nur muß man sich hüten, sie später nüttern zu prüfen. Das verträgt sie nicht. Man nehme bloß etwa das Festgedicht an Johann Strauß, das Herr v. Berger neulich Frau Behanfelds sprechen ließ. Gerührt ist es ja ganz hübsch, aber es hat doch Behauptungen, die man sich ungebunden kaum gefallen lassen würde. Es heißt da: „Wien ohne Strauß —! das kann's nicht geben!“ Ja, mit Verlaub, das hat es doch eigentlich schon gegeben: Wien war doch schon einige Zeit vor der Geburt von Strauß auf der Welt. Dann heißt es: „In schlichten weißt du, zu verfühnen, Einmüthig liebt dich Arm und Reich!“ Also hat der gute Strauß glücklich auch die sociale Frage gelöst und die dummen Socialisten können ruhig sein. Endlich heißt es: „So weit der Sonne Strahlen bringen, So weit sich dehnt das Himmelszelt, Auf deiner Walzer Amorshipwungen flog Wiener Freude um die Welt!“ Danach scheint der Walzer schon bis auf den Mars und die Venus gebrungen. Ob nur Strauß von dort auch seine Tantiemen immer richtig kriegt?

Man schreibt uns aus Dresden: Theodor Herzls einactiges Lustspiel: „Der Flüchtling“ wurde bei seiner Erstaufführung vom Publicum abgelehnt. „Der Tugendwächter“, Lustspiel in vier Aufzügen nach Lope de Vega mit theilweiser Uebersetzung der Braunsfels'schen Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Jabel, erhielt eine freundliche Aufnahme. Der Erfolg des lebenswürdigen, poetischen Schwantes würde ein noch größerer gewesen sein, wenn den graziosen Versen immer eine ebenso graziose Uebersetzung derselben entsprochen hätte.

Bücher.

Graf Konstantin Nigra: „Ibullen“. Aus dem Italienischen überseht und herausgegeben von Karl Erdm. Edler. Wien, Wilhelm Fried. Der Vorkämpfer Italiens am Wiener Hofe, der Freund und Helfer Cavour's, der gelehrte Forscher über Catull und die piemontesische Literatur schreibt auch Verse. Er ist wohl eigentlich kein Dichter, aber der feinste Geschmac und so schöne Erinnerungen walten in ihm, daß seine Strophen auch den Kenner freuen. Herr Karl Erdm. Edler hat sie ganz geschickt ins Deutsche übertragen. Als Probe sei das Gedicht „In den Bergen“ mitgetheilt.

Der Nebel schweift. Zuweilen durch sein Flattern
Will sich ein Blick des blauen Himmels zwängen;
Beim Rauschen kalter Bäche Kinder weiden,
Auf steiler Bergwand schwebend Biegen hängen.
Ahorn und Erle hat der Reif besessen,
Ein herblich Weh'n das Laub herabgeschlagen.
Der junge Firt, am Felsen hingelagert,
Sieht hastend das Gewiß die Luft durchjagen:
Vorbeizieh'n sieht er Ritter, Edelknaben,
Ihm winkt die Königinmaid mit holdem Reigen,
Aus Hütten formt der Nebelhauber Burgen,
Und Hellebarben aus den Büschenzweigen.
Doch sieht er nicht, wie brühen dem Gelläfte,
Wo aus dem Bergriß brechen Wasserfälle,
Ein Mädchen rasch entseigt, am Arm den Eimer,
Im blauen Kleid mit feuerrother Schürze.
Und kaum erspäh'n den Jüngling ihre Augen,
Da hält sie, wartet, trüllet im Verzage —
Er sieht nicht, hört nicht, aber kann's nicht lassen,
Folgt unverwandt nur dem Gespensterfluge.

L. B. Teifen: Das sociale Elend und die bestehenden Classen in Osterreich. Wien 1894. Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand). 180 S.

Die vorliegende Schrift hat ihre Geschichte, die für unsere Presseverhältnisse so charakteristisch ist, als daß sie nicht hier erzählt werden sollte. Die Schrift erschien in Fortsetzungen, während der Jahre 1892 und 1894 in Bernerstorfers „Deutschen Worten“. Sie behandelt, auf Grund amtlicher Quellen, in überaus erster, ruhiger Schreibweise die sozialen Verhältnisse Osterreichs, wie sie sind, im ersten Capitel die wirtschaftliche Lage des Adels und des Bauern, im zweiten den Unternehmer und den Arbeiter, im dritten den „kleinen Mann“, im vierten den Armen. Die ersten drei Capitel passierten unbehelligt die staatsanwaltschaftliche Nach-Censur, das vierte wurde confiscirt. Der Herausgeber der „Deutschen Worte“, Hg. Bernerstorfer, erhob Einspruch, und der Gerichtshof erster Instanz gab in der That den Artikel frei. Die Staatsanwaltschaft beharrte aber auf ihrem Confiscationsgesetze und appellirte. Doch auch die zweite Instanz hob die Confiscation, n. zw. endgültig, auf und begründete dieses Erkenntnis mit dem streng wissenschaftlichen Charakter der Schrift. Diese keine Confiscationsgeschichte lehrt, wie leicht der Staatsanwaltschaft der kritische Blick für die Unterdrückung von erlaubt und verboten sich abkumpft, wenn, wie bei uns, im Widerspruch zu anderen Ländern — außer Rufstand — die Confiscation eine ganz alltägliche Verriehung wird.